

IRENE CAO
Ich sehe dich



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Elena Volpe, eine junge Restauratorin, kehrt in ihre Geburtsstadt Venedig zurück, um ein Fresko im Palazzo des Conte Jacopo Brandolini zu restaurieren. Dort trifft sie auf den attraktiven Leonardo Ferrante, einen berühmten Chefkoch, der im Auftrag des Grafen ein Luxusrestaurant aufbauen soll. Leonardo sieht Elena und beschließt sofort, sie zu verführen. Er will ihre verborgene Sexualität hervorlocken und hat sich dafür eine ganze Reihe von lustvollen Experimenten ausgedacht. Elena wehrt sich zunächst, doch schon bald findet sie Geschmack an seiner sinnlichen Schulung und lässt sich zu allen möglichen Aktivitäten verleiten: im Palazzo, in einer Gasse, in ihrer eigenen Wohnung. Der Gipfel ist ein Fest, bei dem die Beteiligten Masken tragen und wo Elena zum ersten Mal zu dritt, mit Leonardo und einer wunderschönen Fremden, eine unvergessliche Nacht erlebt. Leonardo ist sehr fantasievoll, und Elena verfällt ihm immer mehr. Doch Leonardo hat eine Bedingung: Elena darf sich nicht in ihn verlieben. Und als die Gefühle beider füreinander immer stärker werden, verschwindet er plötzlich spurlos. Elena spielt die Vernünftige und versucht Leonardo zu vergessen, aber er hat ungeahnte Wünsche und Lüste in ihr geweckt ...

Informationen zu Irene Cao
und weiteren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Irene Cao

Ich sehe
dich

Erotischer Roman

Aus dem Italienischen
von Judith Schwaab

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »Io ti guardo«
bei Rizzoli, Mailand.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Juni 2014
Copyright der Originalausgabe:
© 2013 RCS Libri S.p.A., Milano
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München
Umschlagfoto: © getty images/MariaPavlova; FinePic®, München
Redaktion: Almut Werner
BH · Herstellung: Str.
Satz: omnisatz GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48061-6
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Für Manuel, meinen Bruder

Das Gelb saugt das Sonnenlicht in sich auf, wandelt sich dann zu Orange und verglüht schließlich in einem feurigen Rot. Ein Schnitt, fast wie eine Wunde, gibt den Blick auf kleine Kerne in leuchtendem Violett frei. Meine Augen starren schon seit Stunden auf diesen Granatapfel. Gewiss, er ist nur ein winziges Detail, aber er ist auch der Schlüssel zu diesem Fresko.

Abgebildet ist der Raub der Persephone. Pluto, der gestrenge Herr der Unterwelt, in purpurrotem Gewand, packt die Göttin an den Hüften. Persephone will sich am Ufer eines Sees gerade einen Granatapfel pflücken. Eine Momentaufnahme.

Das Fresko trägt keine Signatur, weshalb unklar ist, wer es gemalt hat. Ich weiß nur, dass der Künstler zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts gelebt hat und ein echtes Genie gewesen sein muss, wenn man den Malstil, die Körnung der Farbe und das zarte Spiel mit Schatten und Kontrasten betrachtet. Für ihn hatte jeder Pinselstrich seine Bedeutung, und ich versuche, seinem Streben nach Perfektion mit allen Mitteln Rechnung zu tragen. Aus der Distanz der Jahrhunderte besteht meine Aufgabe darin, sein kreatives Schaffen zu interpretieren und durch meine Arbeit wiederauferstehen zu lassen.

Das hier ist die erste Restaurierungsarbeit, an der ich ganz allein tätig bin. Das empfinde ich mit meinen neunundzwanzig Jahren als große Verantwortung, aber ich bin

auch stolz darauf: Seit ich meine Ausbildung zur Restauratorin abgeschlossen habe, warte ich auf eine solche Chance, und jetzt, wo sie sich bietet, tue ich alles, um sie beim Schopf zu packen.

Und so kommt es, dass ich schon seit Stunden hier auf dieser Leiter sitze und auf die Wand starre – in meinem Overall aus gewachster Baumwolle und dem roten Stirnband um den braunen Schutzhelm, aus dem sich trotzdem manchmal eine störrische Locke hervorstieht und mir in die Augen fällt. Zum Glück hängt nirgendwo ein Spiegel, denn es besteht gar kein Zweifel daran, dass man mir meine Müdigkeit ansieht und ich mittlerweile Ringe unter den Augen habe. Aber das macht nichts. Es sind die sichtbaren Spuren meiner Entschlossenheit.

Einen Moment lang betrachte ich mich wie von außen: Das bin wirklich ich, Elena Volpe, ganz allein in dem riesigen Vestibül eines alten und schon seit langem nicht mehr bewohnten Palazzos im Herzen von Venedig. Und ich möchte nirgendwo anders sein als hier.

Ich habe eine ganze Woche damit verbracht, den Untergrund des Freskos zu reinigen, und heute benutze ich zum ersten Mal Farbe. Eine Woche ist viel, wenn nicht zu viel, aber ich wollte kein Risiko eingehen. Es ist wichtig, mit größter Vorsicht vorzugehen, denn es genügt schon ein einziger falscher Pinselstrich, und die Arbeit ist verdorben. Wie hat doch einer meiner Lehrer immer gesagt: »Wenn du gut vorreinigst, hast du die Hälfte der Arbeit bereits geschafft.«

Einige Teile des Freskos sind vom Zahn der Zeit vollkommen ruiniert, und an diesen Stellen muss ich notgedrungen eine neue Grundierung auf dem Stuck anbringen. Schuld ist die Feuchtigkeit in Venedig, die alles durchdringt,

Stein, Holz, Mauerwerk. Doch rund um die geschädigten Bereiche gibt es auch Stellen, an denen sich die Farben in ihrer ganzen Leuchtkraft erhalten haben.

Als ich heute Morgen auf die Leiter geklettert bin, habe ich mir etwas vorgenommen: »Ich werde hier nicht mehr heruntersteigen, bis ich nicht den genau richtigen Farbton für diesen Granatapfel gefunden habe.« Aber vielleicht war ich da ein wenig zu optimistisch ... Ich weiß nicht einmal, wie viele Stunden vergangen sind, und ich probiere immer noch die gesamte Skala der Rot-, Orange- und Gelbtöne durch. Ohne ein Ergebnis, das mich überzeugt. Ich habe bereits acht Probenbecher verworfen, in denen ich Pigmente mit etwas Wasser und ein paar Tropfen Öl mische, um eine entsprechende Konsistenz herzustellen. Gerade als ich mich an den neunten Becher wagen will, höre ich ein leises Klingeln aus der Tasche meines Overalls. Fast falle ich vom Gerüst, als ich nach dem Handy greife und den Namen lese, der hartnäckig auf dem Display blinkt.

Es ist Gaia, meine beste Freundin.

»Ele, na, wie geht's? Ich bin auf dem Campo Santa Margherita. Kommst du ins *Rosso*, was trinken? Heute sind mehr Leute da als sonst, es ist total abgefahren hier. Na los, komm schon!«, sagt sie atemlos, ohne mich zu fragen, ob sie mich stört, oder mir auch nur die Chance zu geben, mich zu melden.

Offenbar ist sie bereits voll im Partymodus. Gaia arbeitet für die angesagtesten Lokale in Venedig und Umgebung, organisiert Events und Feste für VIPs. Sie fängt um vier Uhr nachmittags mit der Arbeit an und ist dann ununterbrochen bis spät in die Nacht beschäftigt. Doch für sie ist das nicht einfach nur Arbeit – es ist eine echte und wahre Berufung. Ich könnte wetten, sie würde es auch machen, wenn man sie nicht dafür bezahlen würde.

»Entschuldige ... wie spät ist es?«, frage ich in ihren Wortschwall hinein.

»Halb sieben. Also, kommst du?«

Das *Rosso* ist ein Lokal, in dem sich der Teil der venezianischen Jugend trifft, der nichts mit seiner Zeit anzufangen weiß und jemanden wie Gaia braucht, der den Leuten sagt, wie sie ihre Abende verbringen sollen.

O Gott, ist es wirklich schon so spät? Die Zeit ist verflogen, ohne dass ich es gemerkt habe.

»He, Ele ... bist du noch dran? Alles okay? Sag doch mal was, verdammt noch mal ...«, schreit Gaia so laut, dass mir schier das Trommelfell platzt. »Du wirst doch noch ganz blöd vor diesem Fresko! Du musst hierherkommen, und zwar auf der Stelle. Das ist ein Befehl.«

»Jetzt mal langsam, Gaia, in einer halben Stunde eise ich mich los, das verspreche ich dir.« Ich hole tief Luft, »Aber ich gehe dann direkt nach Hause. Bitte sei nicht böse.«

»Na klar bin ich böse, du bist doch wirklich eine blöde Kuh!«, gibt sie zurück.

Ein Klassiker. So funktioniert unser kleines Rollenspielchen immer. Gaia wird schnell sauer, aber es vergehen keine zwei Sekunden, dann ist alles wieder in Butter. Nur gut, dass sie ein Gedächtnis wie ein Sieb hat und all die Male, bei denen ich ihr einen Korb gegeben habe, längst vergessen sind.

»Also, hör zu. Dann gehst du eben nach Hause, ruhst dich ein bisschen aus, und wir gehen später ins *Molo-cinque*. Stell dir vor, ich hab zwei Eintrittskarten für den VIP-Bereich ...«

»Danke, dass du dran gedacht hast, aber ich habe nicht die Absicht, mich mit diesen Bekloppten abzugeben«, beile ich mich zu sagen, bevor sie weiterreden kann. Sie weiß genau, dass ich das Gedrängel in Tanzclubs nicht aus-

stehen kann und den Besuch dieser Örtlichkeiten vermeide, wo es nur geht. Tanzen in den überfüllten Diskotheken bedeutet doch bestenfalls, mit dem Fuß den Rhythmus zu tippen – meinen ganz eigenen Rhythmus, um ehrlich zu sein. Ich bin schüchtern, für diese Art von Vergnügungen nicht geschaffen und fühle mich immer fehl am Platze. Doch Gaia lässt nicht locker; sie schafft es immer wieder, mich zu einem ihrer Schwofabende mitzuschleppen. Und im Grunde bin ich ihr auch dankbar dafür, auch wenn ich das nie zugeben würde.

»Bist du denn schon mit der Arbeit fertig?«, frage ich sie und versuche, das Gespräch auf weniger gefährliches Terrain zu lenken.

»Ja, und heute lief es wirklich toll. Ich war den ganzen Tag mit einer russischen Managerin unterwegs. Allein drei Stunden haben wir uns bei *Bottega Veneta* Ledertaschen und Stiefel angeschaut, dann habe ich sie zu *Balbi* gebracht, wo die Dame beschlossen hat, sich zwei Vasen aus Muranoglas zu gönnen. Übrigens habe ich bei Alberta Ferretti ein paar Klamotten aus der neuen Kollektion gesehen, die dir wie auf den Leib geschneidert sind. Eins in Beige, das hammermäßig zu deinen Rehaugen passen würde ... In den nächsten Tagen gehen wir mal zusammen hin, damit du es anprobierst.«

Wenn sie gerade nicht damit beschäftigt ist, den Leuten zu sagen, wo sie abends hingehen sollen, erklärt Gaia ihnen, wie sie am besten ihre Kohle ausgeben: Sie ist im Zweitberuf nämlich auch eine Art Shoppingberaterin. Sie gehört zu der Art Frau, die zu allem eine klare Meinung und dazu das große Talent hat, andere davon zu überzeugen. So groß, dass es sogar Leute gibt, die dafür bezahlen, sich von ihr überzeugen zu lassen.

Ich allerdings nicht, weil ich in den dreiundzwanzig

Jahren unserer Freundschaft Antikörper gegen ihren Meinungsterror gebildet habe. »Klar gehen wir hin. Bloß wird das wie immer so enden, dass du dir die Klamotten für dich selber kaufst.«

»Früher oder später kriege ich das schon noch hin, dass du dich anständig anziehst. Darauf kannst du dich gefasst machen, meine Liebe!«

Seit wir junge Mädels waren, befindet sich Gaia auf dem Kreuzzug gegen meinen – sagen wir etwas nachlässigen – Kleidungsstil. In ihren Augen hat es nichts mit Bequemlichkeit zu tun, in Jeans und flachen Schuhen herumzulaufen, sondern es ist eine ebenso bewusste wie unbegreifliche Methode, sich zu blamieren. Wenn es nach Gaia ginge, würde ich jeden Tag in Minirock und High Heels zur Arbeit stöckeln, und dabei spielt es keine Rolle, dass ich in meinem Beruf gezwungen bin, den ganzen Tag auf irgendwelchen wackeligen Leitern und Gerüsten herumzuturnen und stundenlang in einer Haltung zu arbeiten, die man alles andere als bequem bezeichnen kann. »Wenn ich bloß deine Beine hätte ...«, sagt sie immer wieder. Und dann zitiert sie mir jedes Mal das große Mantra von Coco Chanel: »Ich kann nicht verstehen, dass eine Frau das Haus verlassen kann, ohne sich hübsch gemacht zu haben. Sie könnte gerade an diesem Tag ihrem Schicksal begegnen.« Und tatsächlich würde Gaia nirgendwo hingehen, ohne komplett geschminkt, frisiert und mit den entsprechenden Accessoires ausgestattet zu sein.

Manchmal kann ich es gar nicht glauben, dass zwischen mir und dieser Frau Welten liegen. Wäre sie nicht meine beste Freundin, fände ich sie wahrscheinlich unerträglich.

Unerschrocken geht Gaia erneut zum Angriff über. »Aber Ele«, sagt sie. »Heute Abend ins *Molo* musst du kommen.«

»Jetzt komm schon, Gaia, nimm's nicht persönlich, aber

ich hab dir doch gesagt, dass ich nicht kann.« Wenn sie sich auf eine Sache dermaßen versteift, geht sie mir wirklich auf den Keks – beste Freundin hin oder her.

»Aber Bob Sinclar ist auch da!«

»Wer?«, frage ich, während auf meiner Stirn deutlich das Zeichen FILE NOT FOUND aufleuchtet.

Gaia schnaubt empört. »Na, der berühmte französische DJ! Der war doch letzte Woche in der Jury der Filmfestspiele ...«

»Ach, der!«

Jetzt ist sie gar nicht mehr zu bremsen. »Jedenfalls weiß ich aus sicherer Quelle, dass im VIP-Bereich verschiedene interessante Leute sein werden, darunter – und jetzt spitz die Ohren« – sie macht eine Kunstpause – »Samuel Belotti!«

»O Gott, der Radler aus Padua?«, stöhne ich entsetzt und mache aus meiner Ablehnung keinen Hehl. Der Knabe ist einer von vielen »berühmten« Fast-Verlobten, die Gaia überall in Italien und dem Rest der Welt vorzuweisen hat.

»Genau der.«

»Ich kapiere einfach nicht, was du an dem findest: Er ist ein arrogantes Arschloch, und mir ist schleierhaft, was an dem Typen geil sein soll.« Auch was Männer betrifft, haben Gaia und ich nicht den gleichen Geschmack.

»Ich weiß ganz genau, was an dem geil ist«, sagt sie mit einem ordinären Lachen.

Ich gehe nicht weiter auf die Thematik ein. »Na gut. Und der ist also auch da?«

»Ich hab ihm eine SMS geschrieben. Er hat mir nicht geantwortet, weil er momentan eine Tussi hat« – sie seufzt –, »aber ich lass nicht locker. Denn er hat mich immerhin noch nicht offiziell abserviert ... wenn du mich fragst, glaube ich, der spielt nur auf Zeit.«

»Ich weiß ja nicht, wie du das immer schaffst, gewisse

Leute kennenzulernen, aber vielleicht will ich's auch gar nicht wissen.«

»Das gehört zu meinem Jobprofil, meine Liebe. Ich mache einfach nur meine Arbeit«, sagt sie, und ich sehe das süffisante Grinsen förmlich vor mir, das sich in diesem Moment auf ihrem Gesicht ausbreitet. »Öffentlichkeitsarbeit verlangt sehr viel Einsatz, weißt du ...«

»Bei dir klingen die Worte *Arbeit* und *Einsatz* wie Hohn, finde ich«, versuche ich sie aus der Reserve zu locken, wobei ich auch einen Hauch von Neid empfinde. In diesem Bereich würde ich mir zu gerne eine Scheibe von Gaia abschneiden. Wo ich ernst und pflichtbewusst bin, ist sie einfach locker und strotzt nur so vor Dreistigkeit.

»Du weißt mich einfach nicht zu würdigen, Ele. Du bist meine beste Freundin und lässt kein gutes Haar an mir!«

»Na gut. Geh einfach ins *Molo* und amüsier dich ein bisschen. Aber pass auf, dass du dich nicht zu sehr verausgabst, meine Liebe.«

»War doch klar, dass du mir wieder absagst ... aber das ist mir egal, und ich lass nicht locker, das weißt du. So leicht bin ich nicht zu bremsen, Schätzchen.«

Und wie ich das weiß! Mit diesen kleinen Schäkereien sagen wir uns im Grunde nur, wie gern wir uns haben.

»Aber ich hab im Moment wirklich eine schwierige Phase. Bis drei Uhr nachts schaffe ich es jedenfalls nicht aufzubleiben, sonst kann ich morgen unmöglich aufstehen.«

»Na gut, diesmal lass ich dich in Ruhe.«

Na endlich ...

»Aber am Wochenende müssen wir uns sehen! Na los, versprich es«, schließt sie und kommt damit auf den Punkt.

»Ich schwör's. Ab Samstag gehöre ich ganz dir.«

Auch der neunte Probenbecher mit Tizianrot ist zum Wegschmeißen: Ich habe einen winzigen Punkt davon auf die Schale des Granatapfels getupft – aber immer noch Fehl-anzeige. Gerade finde ich mich damit ab, wieder von vorn anzufangen, als ein Geräusch hinter mir mich ablenkt. Jemand ist durch den Haupteingang des Palazzos eingetreten und kommt jetzt die Marmorteppe hoch. Es sind die Schritte eines Mannes, daran besteht kein Zweifel. Nur einen kleinen Moment lang hatte ich einen Überraschungsbesuch von Gaia erwartet. Ich kletterte rasch von der Leiter herunter, wobei ich aufpassen muss, nicht über die kunterbunten Probenbecher zu stolpern, die ich auf die Abdeckfolie habe fallen lassen.

Jetzt geht die Tür auf, und auf der Schwelle erscheint die hagere Gestalt von Conte Jacopo Brandolini, dem Besitzer des Palazzos. Mein Auftraggeber.

»Guten Abend«, begrüße ich ihn mit einem höflichen Lächeln.

»Guten Abend, Elena.« Er erwidert mein Lächeln. »Wie kommen Sie mit der Arbeit voran?« Er lässt den Blick über die Probenbecher schweifen, die zu unseren Füßen den Tod gefunden haben, und verknotet dabei die Ärmel seines lässig über die Schultern geworfenen Pullovers – der mit Sicherheit aus Kaschmir ist – über seiner schmalen Brust.

»Sehr gut«, lüge ich und wundere mich selbst über meine Unverfrorenheit, doch ich habe keine Lust, ihn mit Details zu belasten, die er sowieso nicht begreifen würde. Allerdings fühle ich mich bemüßigt, in meinem professionellsten Ton hinzuzufügen: »Gestern bin ich mit der Vorreinigung fertig geworden und kann mich jetzt ganz den Farben widmen.«

»Wunderbar. Ich habe vollstes Vertrauen in Sie. Alles liegt in Ihren Händen«, sagt er, hebt den Blick vom Boden

und schaut mich an. Er hat kleine, himmelblaue Augen, die aussehen wie zwei Gletscherspalten. »Wie Sie wissen, liegt mir das Fresko sehr am Herzen. Ich möchte, dass es so gut wie möglich zur Geltung kommt. Auch ohne Signatur sieht man, dass es künstlerisch wertvoll ist.«

Ich nicke. »Der Maler war sicher ein großer Meister«, beeile ich mich zu sagen.

Brandolini lächelt zufrieden, als hätte er das nicht besser sagen können. Er ist vierzig Jahre alt, wirkt aber um einiges älter. Er trägt einen uralten Namen – schließlich ist er Abkömmling einer der bekanntesten Adelsfamilien Venedigs – und wirkt dabei selbst ein wenig verstaubt. Er ist klapperdürre, hat eine fast durchsichtige Haut, ein hageres und nervöses Gesicht und aschblondes Haar. Außerdem zieht er sich an wie ein alter Mann. Oder, besser, an ihm wirkt jedes Kleidungsstück altmodisch, selbst jetzt, wo er Levi's-Jeans und ein halbärmeliges hellblaues Hemd trägt. Er ist nämlich so schwächling, dass er förmlich darin versinkt. Im Ganzen betrachtet, entsteht dadurch irgendwie die Aura eines Greises. Trotzdem geht das Gerücht, dass der Conte Glück bei den Frauen hat. Aber er ist auch ziemlich reich – anders kann ich es mir beim besten Willen nicht erklären.

»Wie fühlen Sie sich denn nun hier?«, fragt er und schaut sich prüfend um.

»Sehr gut«, sage ich und löse dabei den Knoten meines Stirnbandes, weil mir bewusst wird, wie wenig präsentabel ich damit aussehe.

»Wenn Sie etwas brauchen, fragen Sie einfach Franco. Und wenn Ihnen das Material ausgeht, kann er jederzeit neues besorgen.«

Franco ist das Faktotum des Palazzos, ein untersetztes, aber sehr nettes Männlein, zu dessen besten Eigenschaften

auch seine Zurückhaltung und seine absolute Verschwiegenheit gehören. In den zehn Tagen, die ich hier arbeite, ist er mir nur zwei Mal über den Weg gelaufen, einmal, als er im Innenhof die Schmucklilien gegossen hat, und dann, als er den Messinggriff der Haustür auf Hochglanz wienerte. Er kommt nie herein, sondern bleibt immer draußen im Garten und macht etwa um zwei Uhr Feierabend. Es ist beruhigend, ihn da zu haben.

»Ich komme ausgezeichnet allein zurecht, danke.« Mir wird erst zu spät bewusst, dass meine Antwort möglicherweise etwas brüsk geklungen haben könnte, und ich beiße mir schuldbewusst auf die Zunge.

Brandolini hebt die Arme, als würde er sich geschlagen geben. »Wie auch immer«, sagt er und räuspert sich. »Ich bin vorbeigekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass ab morgen ein Mieter in den Palazzo einzieht.«

»Ein Mieter?«

Nein – das darf doch wohl nicht wahr sein! Ich bin es nicht gewohnt, zu arbeiten, wenn mir ständig irgendwelche Leute zwischen den Füßen herumlaufen.

»Er heißt Leonardo Ferrante und ist ein berühmter Küchenchef mit sizilianischen Wurzeln«, erklärt Brandolini mit einem selbstgefälligen Schmunzeln. »Er kommt direkt aus New York zur Neueröffnung unseres neuen Restaurants in San Polo. Wie Sie wissen, ist es in drei Wochen so weit.«

Zusammen mit seinem Vater betreibt der Conte zwei Restaurants in Venedig, eines direkt hinter dem Markusplatz und ein kleineres Lokal dicht an der Rialto-Brücke. Ein weiteres besitzt die Familie Brandolini in Los Angeles. Dazu kommen noch zwei Privatclubs, ein Café sowie ein luxuriöses Apartmenthotel. Im letzten Jahr hatten sie sogar in Abu Dhabi und Istanbul Neueröffnungen. Jedenfalls ist es

nichts Ungewöhnliches, in den Klatschblättern und Gazetten, die Gaia so gerne liest, auf ein Foto der illustren Brandolini-Sippe zu stoßen.

Diese weltlichen Dinge bedeuten mir nicht das Geringsste. Vor allem kann ich einen Störenfried im Moment alles andere als gut gebrauchen.

»Wir haben wirklich alle Hebel in Bewegung gesetzt, um das Restaurant schnell fertig zu bekommen, wobei es nicht gerade dienlich ist, dass die Mühlen hier in Venedig nur sehr langsam mahlen«, fährt Brandolini fort, ohne meinen Unmut zu bemerken. »Aber wenn man eine Sache wirklich will, sind alle Mühen schnell wieder vergessen.«

Jetzt kommen also auch noch ein paar Lektionen in Lebenskunst. Ich nicke brav wie ein Schulkind. Die Vorstellung, zu arbeiten, während ein Unbekannter sich ungehindert hier im Palazzo bewegt, irritiert mich sehr. Wieso kapiert Brandolini eigentlich nicht, dass meine Arbeit eine äußerst delikate Angelegenheit ist? Und dass es nur einer winzigen Kleinigkeit bedarf, um mich davon abzulenken?

»Sie werden sehen, dass Sie mit Leonardo bestens zurechtkommen, er ist ein sehr angenehmer Mensch«, sagt er mit einem breiten Lächeln.

Ich zwinge mich, meine Mundwinkel ebenfalls nach oben zu verziehen. »Das stelle ich gar nicht in Frage. Der Punkt ist nur, dass dieses Vestibül hier ...«

Er lässt mich meinen Satz nicht einmal zu Ende reden. »Sehen Sie, ich konnte ihn doch unmöglich in einem unpersönlichen Hotelzimmer unterbringen«, fährt Brandolini mit der Selbstsicherheit eines Mannes fort, der nie jemanden um Erlaubnis bitten muss. »Leonardo ist ein Freigeist und wird sich hier wie zu Hause fühlen. Er kann kochen, wenn ihm der Sinn danach steht, mitten in der Nacht frühstücken und am Nachmittag zu Mittag essen. Er kann im

Garten lesen und von der Terrasse aus den Blick auf den Canale genießen.«

Gerade wollte ich ihn darauf hinweisen, dass alle Zimmer des Palazzos nur durch das Vestibül erreichbar sind, in dem ich arbeite, und es keinerlei andere Durchgangsmöglichkeiten gibt, was dazu führt, dass dieser Knabe notgedrungen hier vorbeimuss – und wer weiß, wie oft am Tag. Aber das ist Brandolini sehr wohl bekannt, nur hat er offenbar beschlossen, dass es ihm schnurzegal ist. Meine Güte, gleich kriege ich die Krise!

»Wie lange wird er denn dableiben müssen, dieser Meistertkoch?«, frage ich in der Hoffnung auf eine Antwort, die mir wieder Mut macht.

»Mindestens zwei Monate.«

»Zwei Monate?«, wiederhole ich, ohne mir auch nur die geringste Mühe zu geben, mein Entsetzen zu verbergen.

»Ja, zwei Monate, vielleicht aber auch länger. Auf alle Fälle so lange, bis im Restaurant alles unter Dach und Fach ist.« Der Conte rückt noch einmal den Pullover auf seinen Schultern zurecht und schaut mir resolut in die Augen. »Ich wünsche mir sehr, dass das für Sie kein Problem ist«, sagt er. Es klingt aber eher wie: »... dass Sie keine Probleme machen.«

»Na ja, wenn es keine andere Lösung gibt«, lenke ich matt ein. Und sage ihm damit durch die Blume: »Begeistert bin ich nicht, aber mir bleibt ja wohl nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen.«

»Einverstanden, dann bleibt mir nur noch, Ihnen weiterhin gute Arbeit zu wünschen«, schließt er und reicht mir sein zartes Händchen. »Auf Wiedersehen, Elena.«

»Auf Wiedersehen, Conte.«

»Nennen Sie mich doch bitte Jacopo.«

Will er mir die Pille versüßen, indem er sich bei mir an-

biedert? Ich schenke ihm ein etwas gezwungenes Lächeln:
»Auf Wiedersehen, Jacopo.«

Kaum ist Brandolini draußen, setze ich mich auf das rote Samtsofa, das an einer Wand steht. Ich bin mit den Nerven und meiner Geduld am Ende: Jetzt ist auch der Rest meiner Inspiration flöten gegangen. Ich will nichts mehr hören – weder von seinem blöden Restaurant noch von seinem aufgeblasenen Küchenchef, und die Einweihung dieses Gourmettempels aus Tausendundeiner Nacht kann mir gründlich gestohlen bleiben. Ich will einfach nur in Frieden meine Arbeit machen, ganz allein, in aller Ruhe. Ist das etwa zu viel verlangt? Ich lege den Kopf in die Hände und betrachte die Becher voll ausgetrockneter Farbpigmente, die mich nur noch mehr an mein Scheitern erinnern. Es kostet mich große Mühe, sie nicht weiter zu beachten. Zum Teufel mit dem Fresko! Es ist mittlerweile halb acht, und meine Konzentration hat sich endgültig verabschiedet.

Jetzt reicht's.

Ich bin müde.

Ich gehe nach Hause.

Ich trete auf die Straße hinaus und lasse mir die feuchte, süßlich duftende Oktoberluft um die Nase wehen. Abends wird es schon allmählich kühl. Über der Lagune ist die Sonne fast ganz untergegangen, und die ersten Laternen brennen.

Mit schnellem Schritt durchquere ich die Gassen, doch irgendwie bekomme ich meinen Kopf einfach nicht frei. Meine Gedanken scheinen immer noch in diesem staubigen Vestibül festzuhängen, und so wie ich mich und meinen Hang zum Grübeln kenne, wird das wohl auch noch eine Weile so bleiben. Das bekomme ich nur allzu oft zu hören, sowohl von Gaia als auch von meiner Mutter: Beide

behaupten, dass ich mich sofort ausklinke, wenn mir was im Kopf herumgeht – und dass ich zum zerstreuten Professor werde. Das stimmt, ich hänge gern meinen Gedanken nach und lasse mich von ihnen in fremde Welten entführen ... aber das ist immer nur eine kleine Flucht aus der Wirklichkeit; ein winziges Laster von mir, auf das ich nur ungern verzichten möchte. Aus diesem Grunde liebe ich es auch so, ganz allein durch die Stadt zu streifen; dann lasse ich mich einfach treiben, und mein Geist kann sich endlich befreien, ohne dass jemand Anspruch auf meine Aufmerksamkeit erhebt.

Ein kleines Vibrieren, begleitet von einem kurzen Klingelton, bringt mich unsanft in die Wirklichkeit zurück. Auf dem Display meines Smartphones erscheint eine SMS.

Bibi, gehst du mit ins Kino?

Im *Giorgione* läuft heute der neueste Film von Sorrentino.

Bussi.

Filippo. Endlich jemand, mit dem ich selbst nach einem solchen Tag gerne den Abend verbringen möchte. Aber ich glaube nicht, dass ich noch genug Energie aufbringen kann, um mich bis ins *Giorgione* zu schleppen. Ich bin hundemüde, und die Vorstellung, zwei Stunden lang in einem muffigen Kinosaal zu hocken, übt keine große Anziehungskraft auf mich aus. Ich will nur noch auf irgendeinem Sofa – am liebsten meinem eigenen – die Füße hochlegen.

Ich simse zurück:

Und wenn wir stattdessen bei mir zu Hause essen und uns dann eine DVD anschauen? Ich bin fix und alle

und glaube nicht, dass mich Sorrentino noch hinter dem Ofen hervorlockt.

Kurz darauf die Antwort:

Dann bis später bei dir.;-)

Filippo kenne ich schon seit der Uni. Kennengelernt haben wir uns im Architekturstudium; ich war im ersten, er schon im dritten Semester. Eines Tages hat er mir vorgeschlagen, dass wir doch zusammen lernen könnten, und ich war sofort einverstanden. Mir schien er jemand zu sein, dem man vertrauen kann, und ich spürte eine gewisse Affinität zwischen uns, die mir bis heute schleierhaft ist. Einen bestimmten Grund hatte ich nicht, es anzunehmen, ich *wusste* es einfach. Intuitiv.

Wir wurden sofort Freunde. Wir gingen zusammen in Ausstellungen, ins Kino, ins Theater. Oder wir verbrachten ganze Abende mit Reden. Seit damals nennt mich Filippo auch Bibi. Er findet nämlich, dass ich der Bibi aus einem japanischen Comic ähnele, einer etwas unbeholfenen Person, die über alles grübelt und sich gerne irgendwelchen verdrehten und sinnlosen Fantasien hingibt.

Nach der Uni verloren wir uns ein wenig aus den Augen – warum das so war, kann ich gar nicht mehr so richtig sagen. Und aus heiterem Himmel war er dann auf einmal wieder da: Gaia erzählte mir letztes Jahr, dass Filippo eine Stelle bei Carlo Zonta angenommen habe, einem der bekanntesten Architekten Italiens, und nach Rom gezogen sei.

Und dann hat er sich vor nur einem Monat, als wäre statt der Jahre, die wir so weit voneinander entfernt waren, nur ein einziger Tag vergangen, mit folgender Mail bei mir ge-

meldet: »Ich bin wieder in Venedig. Wie lange ist es her, dass wir nicht mehr im Museo Correr waren?« Eine Aufforderung, die ebenso plötzlich kam wie die Erkenntnis, dass Filippo mir unendlich gefehlt hatte. Ich sagte sofort zu.

Und als wir dann voreinander standen, nach all den Jahren, schien sich nichts verändert zu haben zwischen uns. Wir schlenderten in aller Ruhe durch die Säle des Museums, blieben vor unseren Lieblingswerken stehen – ich wusste noch ganz genau, welche seine gewesen waren und umgekehrt – und erzählten uns, was alles passiert war, seit sich unsere Wege getrennt hatten.

Danach haben wir uns noch zwei Mal getroffen, einmal zum Essen und einmal im Kino. Wir haben sogar überlegt, ob es nicht schön wäre, ein Treffen mit den alten Kommilitonen ins Leben zu rufen, doch das haben wir schließlich, wer weiß, warum, gelassen.

Es ist kurz vor neun, und als es unten an der Haustür klingelt, stürze ich aus dem Bad, auf dem Gesicht einen Hauch Schminke und die Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden, den man wohl nur als kümmerlich bezeichnen kann. Ich bemühe mich, mir nicht vorzustellen, was Gaia für ein Gesicht machen würde, wenn sie mich in diesem Aufzug sähe. Ich öffne die Tür in einer Jeans und einem etwa zerschlissenen Trägerhemd, über das ich, während ich auf Filippo warte, noch rasch ein überdimensionales Sweatshirt werfe. Das ist mein Look für zu Hause, doch ich bin mir sicher, Filippo hat nichts dagegen einzuwenden ...

Er nimmt immer zwei Stufen auf einmal und hat zwei Pizzakartons auf der Hand. Als er oben angekommen ist, heißt ihn die warme und raue Stimme von Norah Jones auf ihrer neuesten CD willkommen.

»Komm, schnell, damit die Pizza nicht kalt wird!«, sagt

er, kaum dass er durch die Tür gekommen ist. Er lässt seine Umhängetasche auf den Boden fallen, haucht mir ein Küsschen auf die Wange und stürzt in die Küche.

»Hunger?« Ich folge ihm auf den Fersen und mache Platz auf dem Küchentisch.

»Ich sterbe!«

Er hat bereits eine Schublade geöffnet – und zielsicher die richtige gefunden, auch wenn er schon seit Jahren keinen Fuß mehr in meine Wohnung gesetzt hat – und hält das kleine Metallrädchen zum Pizza-Zerteilen in der Hand. Zuerst kommt meine dran.

Ich betrachte ihn. Sein Gesicht hat etwas Offenes, Strahlendes, irgendwie auch Beruhigendes. Vielleicht ist ja genau das der Grund, warum wir damals an der Uni Freunde geworden sind. Seine Augen sind groß und tief und leicht schräg geschnitten: Man könnte ihn beinahe für einen Asiaten halten, wären seine Augen nicht hellgrün und hätte er auf dem Kopf nicht einen dicken Schopf blonder und zerzauster Haare.

»Gemüse ohne Peperoni, genau wie du es magst«, sagt er und hält mir die Pizza hin, die in mundgerechte Stücke zerteilt ist.

Richtig, an das erinnert er sich also auch noch. Ich nicke zufrieden, und Filippo schaut mich mit diesen Augen an, die so ungewöhnlich sind und einen sofort in ihren Bann ziehen. Eine Sekunde lang verharren wir so, dann wendet Filippo seine Aufmerksamkeit der eigenen Pizza zu, und ich suche derweil nach den Gläsern, um mich zu beschäftigen.

Es war nur ein Moment, aber wir haben beide gemerkt, dass da ein seltsames Knistern in der Luft gelegen hat.

»Heute Abend bin ich auch mal Vegetarierer, damit du dich nicht so allein fühlst«, witzelt er und klappt den zweiten Karton auf. Er lächelt und zeigt seine weißen, regel-

mäßigen Zähne. Das ist noch so eine Sache, die mir an ihm gefällt. Ebenso wie das Grübchen in der rechten Wange.

»Aber, Bibi, du weißt schon, dass die Pizzeria hier in deinem Haus ziemlich scheiße ist, oder?«

»Klar«, antworte ich und beiße genüsslich in mein erstes Pizzastück, »aber ich gehe trotzdem weiter hin ... das ist die einzige schnelle und schmerzlose Methode, mich zu ernähren.«

»Du hast also immer noch keine Lust, kochen zu lernen?«

Ich tue so, als müsste ich mir das ein paar Augenblicke überlegen, bevor ich ihm eine Antwort gebe.

»Nö.«

Filippo klaubt eine Olive von seiner Pizza und wirft damit nach mir.

Als wir mit dem Essen fertig sind und ich mir meinen Melissentee aufbrühe, blättert Filippo meine kunterbunte Sammlung von DVDs durch, die auf dem untersten Brett meines Bücherregals stehen.

»Und das da?« Er fängt an zu lachen. »Wo hast du das denn ausgegraben?«, fragt er und schwenkt die Schutzhülle von *Darf ich bitten?*

»O Gott, die muss Gaia hier vergessen haben, schon vor Ewigkeiten!«, nuschele ich und verstecke mein rotes Gesicht hinter dem Arm.

Er schaut mich verständnisvoll an. »Ich hab damit kein Problem ... Du kannst es mir sagen, wenn dir solches Zeug gefällt, dafür musst du dich nicht schämen: Einsicht ist der erste Weg zur Besserung. Mit einem guten Freund kann man über alles reden ... ich könnte dir beim Entzug helfen, wenn du willst.«

»Blödmann.«

Das Kino ist eine der Leidenschaften, die ich immer gerne mit Filippo geteilt habe. Oft genug landeten wir in einem der Filmkunstkinos der Uni, wo wir ganz allein im Kinosaal saßen und uns bis zum Abspann irgendwelche Streifen von vollkommen unbekanntem Regisseuren einer etwas einschläfernden und folglich aus gutem Grunde in Vergessenheit geratenen russischen Avantgarde anschauten, während all unsere Kommilitonen sich längst von uns verabschiedet hatten, um auf dem Campo noch etwas trinken zu gehen.

Filippo sieht sich immer noch die Titel der DVDs an und zieht schließlich *Ein besonderer Tag* von Ettore Scola heraus.

»Den hab ich bestimmt schon vier Mal gesehen, aber einmal geht noch. Was ist mit dir?«

Ich nicke. »Bei mir wäre es das dritte Mal, also von mir aus.«

Filippo fläzt sich auf das Sofa, bewaffnet sich mit der Fernbedienung und brummelt etwas über die neumodische Technik. Irgendwie ist er drollig, und ich muss lächeln. Ich setze mich mit zwei dampfenden Teetassen in der Hand zu ihm, stelle die Getränke auf den Wohnzimmertisch, pfeffere meine Flipflops in eine Ecke und nehme einen Schluck Kräutertee, wobei ich mir prompt die Zunge verbrenne ... dann fläze ich mich gemütlich neben ihn.

Während der Vorspann über den Bildschirm läuft, spüre ich, wie sich unsere Knie berühren. Unerwarteterweise ist es eine Berührung, bei der mir nicht ganz wohl ist – so, als würde mir erst jetzt bewusst werden, wie nahe wir uns sind. Ich verändere meine Stellung und bringe ein paar Zentimeter Abstand zwischen uns. Filippo scheint nichts davon zu bemerken, vielleicht ist es ja nur meine eigene Paranoia ...

Der Film fängt an, und er ist genau der bittersüße

Schmachtfetzen, den wir in Erinnerung hatten. In frommem Schweigen verfolgen wir den Film, nippen gelegentlich an unserem Kräutertee, der mittlerweile menschenwürdige Temperaturen angenommen hat, und spulen gelegentlich zurück, um uns die denkwürdigsten Szenen noch einmal zu Gemüte zu führen. Gerade deuten Mastroianni und Loren ein paar Tanzschritte an, indem sie dem Muster des Bodens auf der Terrasse folgen.

Aus dem Augenwinkel sehe ich, dass Filippo mich beobachtet. Aber diesen Blick spüre ich schon, seit der Film angefangen hat. Es ist ein warmer und fesselnder Blick. Ich drehe mich zu ihm und erwidere ihn. »Was ist los?«

Er lächelt verlegen, als hätte ich ihn bei etwas ertappt. »Ich hab nur gerade gedacht, dass du dich in all den Jahren überhaupt nicht verändert hast.« Er hört nicht auf, mich zu fixieren. Plötzlich werde ich ein bisschen verlegen.

»Dabei hatte ich gehofft, ich könnte mich noch verbessern«, versuche ich die Situation zu entschärfen.

»Na ja, den einzigen Makel, den du hattest, bist du ja zum Glück losgeworden.«

Ich werfe ihm einen fragenden Blick zu.

Filippo grinst keck. »Valerio, deinen Ex.«

Ich tue so, als wäre ich beleidigt, und versetze ihm einen kleinen Faustschlag auf den Arm. Mit Valerio war ich im vorletzten Uni-Jahr zusammen; Filippo konnte ihn nicht ausstehen und machte daraus auch keinen Hehl. »Zu oberflächlich und unreif für dich«, wird er mir wohl Tausende von Malen gesagt habe, bis ich es nicht mehr hören konnte.

»Ich hab eine Weile gebraucht, um es zu kapieren, aber am Ende hattest du recht«, gebe ich zu.

»Seit wann seid ihr getrennt?«

»Seit anderthalb Jahren.«

»Und jetzt? Gibt es gerade jemanden in deinem Leben?«

Volle Breitseite. Damit hatte ich nicht gerechnet.

»Nein.«

Wer weiß, warum das Schweigen, das folgt, mir irgendwie bedrückend vorkommt. Ich suche nach einer knappen Bemerkung, mit der ich die spürbare Anspannung im Keim ersticken könnte, doch es fällt mir keine ein. Ich weiß nicht, was Filippo vorhat; ich weiß nur, dass ich nie in dieser Richtung an ihn gedacht habe. Zumindest bis jetzt nicht. Dazu bin ich viel zu glücklich, den Freund in ihm wiedergefunden zu haben; der Gedanke, dass mehr daraus werden könnte, ist mir nie gekommen. Und doch scheint mein Kartenhaus der Gewissheiten auf einmal kurz vor dem Einsturz zu stehen.

»Das da ist meine Lieblingsszene«, sagt Filippo und wendet sich wieder dem Bildschirm zu. Mastroianni und Loren sind auf die Dachterrasse gegangen und falten einträchtig die Wäsche zusammen, die dort zum Trocknen gehangen hat. Vielleicht hat Filippo meine Verlegenheit gespürt und will mir aus der Patsche helfen? Das macht er aus Prinzip gern.

Ich stoße einen kleinen, kaum hörbaren Seufzer der Erleichterung aus und versuche, an etwas anderes zu denken; vielleicht ist ja gerade nur meine Fantasie mit mir durchgegangen, und er hat sich überhaupt nichts dabei gedacht. Ich konzentriere mich wieder auf den Film und entspanne mich allmählich wieder.

Draußen hat es zu regnen angefangen, und mir ist, als würden die Tropfen, die auf das Oberlicht prasseln, ganz leicht auch an mein Herz rühren. Es ist ein angenehmes Gefühl, und auf einmal verspüre ich ein unwiderstehliches Verlangen, mich gehen zu lassen ...

Plötzlich, als würde ich aus einem tiefen, tiefen Koma erwachen, höre ich eine leise Stimme, die mir zuflüstert:
»Bibi, ich gehe jetzt.«

Als ich die Augen öffne, steht Filippo vor mir und beugt sich über mich. Der Abspann des Filmes wandert über den Bildschirm. Ich versuche mich aufzurappeln.

»Warum hast du mich nicht geweckt?«

»Pst, bleib doch liegen.« Er legt mir fürsorglich eine Decke über die Schultern. »Ich klau dir deinen kaputten Schirm.«

»Du kannst auch den guten nehmen.«

»Nur keine Umstände ... ich hab's ja nicht weit.«

Er streichelt mir mit einer Zärtlichkeit über die Wange, die ich noch nie an ihm erlebt habe, und haucht mir einen Kuss auf die Stirn.

»Ciao, Bibi.«

Heute Morgen habe ich beschlossen, mir eine Pause vom Fresko zu gönnen. Ich habe jede Menge nervige Sachen im Haushalt zu erledigen. Sagen wir, eine perfekte Hausfrau bin ich eher nicht: Aus dem Wäschepuff quillt ein ganzer Berg zerknüllter Kleidungsstücke, und ich finde mich damit ab, dass es mit einer Waschmaschinenfüllung wohl nicht getan ist. Dann gehe ich in der Reinigung vorbei, um ein Kleidchen abzuholen, das dort schon seit dem Sommer auf mich wartet, und stürze mich schließlich in den Supermarkt, um das zu erledigen, was bei mir Einkaufen heißt – ich stelle eine Wagenladung voller Fertiggerichte und Tiefkühlkost zusammen. Das kann ich besonders gut – Mikrowellenfraß ist meine Spezialität. Wieder zu Hause, überkommt mich kurzzeitig der Gedanke, in der Wohnung ein bisschen aufzuräumen, aber die Lust vergeht mir gleich wieder: Lieber arbeite ich. Und so nehme ich die Schlüssel und gehe.

Auf dem Weg zum Palazzo gehe ich beim Farbengeschäft Nobili vorbei, weil ich fünfzig Gramm Farbpigmente Ultramarin brauche, für den Fall, dass das, was ich habe, nicht reicht. Farbe kaufe ich lieber selbst, weil ich mit eigenen Augen sehen will, ob es der richtige Ton ist. Würde ich, so wie Brandolini vorschlägt, Franco schicken, dann käme der vermutlich jedes Mal mit der falschen Nuance zurück.

Um zwei Uhr nachmittags ist die Gasse vor dem Eingang des Palazzos menschenleer. Der Vorteil, freiberuflich in einem Gebäude zu arbeiten, zu dem praktisch nur ich die Schlüssel habe – na ja, zumindest war das bis gestern so –, liegt darin, dass ich, wenn ich mit meinem Zeitplan hinterherhinke, auch am Samstag arbeiten kann, wenn weniger Leute unterwegs sind: Studenten sind keine da, und die Touristen konzentrieren sich hauptsächlich auf die Gegend rund um den Markusplatz und die Rialto-Brücke, die ziemlich weit weg von hier liegen.

Ich stecke den langen Schlüssel ins Schloss der Eingangstür, drehe ihn einmal nach links und zweimal nach rechts und höre sofort, dass er nicht greift. Das Tor ist also offen und die Alarmanlage nicht aktiviert. Besser so, denn es hat bereits eine Situation gegeben, in der der Alarm versehentlich losgegangen ist, das einzige Mal, wo ich auf die Hilfe von Franco angewiesen war. Wahrscheinlich ist er auch da drinnen. Ich steige die Marmortreppe hoch und drücke gegen die kleinere Seitentür, die sich auf das Vestibül öffnet wie auf eine Bühne.

Aha. Leider ist der gefürchtete Moment bereits gekommen. Auftritt des Störenfriedes.

Direkt vor mir zeichnet sich die wuchtige Rückenpartie eines Mannes im roten Hemd ab. Das ist er. Der Mieter. Ich habe nicht damit gerechnet, dass er schon da ist. Er steht da und betrachtet wie gebannt die Wand mit dem Fresko. Reglos. Riesig. Zu seinen Füßen steht eine Reisetasche, der man deutlich ansieht, dass sie sich schon auf mehr als einem Flughafen bewähren musste. Seitlich ragt der Zipfel einer Jeansjacke heraus.

Ich deute ein leises Hüsteln an, um ihn auf mich aufmerksam zu machen. Der Mieter dreht sich um und mustert mich mit einem so intensiven Röntgenblick, dass ich

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Irene Cao

Ich sehe dich

Erotischer Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48061-6

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2014

Elena ist jung, hübsch und unschuldig. Bisher hat die Restauratorin ihr Leben vornehmlich ihrer Arbeit gewidmet. Doch als sie das Fresko in einem alten venezianischen Palast restaurieren soll, trifft sie auf den berühmten Chefkoch Leonardo, dessen elegante Männlichkeit sie sofort fasziniert. Leonardo macht es sich zur Aufgabe, Elena in die Kunst der Liebe einzuführen. Gemeinsam geraten sie in einen Strudel der Sinnlichkeit und Leidenschaft. Doch als sich beide ineinander verlieben, beendet Leonardo ihre Affäre und verschwindet spurlos. Elena versucht, ihren Geliebten zu vergessen, aber Leonardo hat ungeahnte Lüste in ihr geweckt ... Band 1



[Der Titel im Katalog](#)